

Für immer verloren

Hat uns die Welt vergessen? Das fragen sich viele jesidische Familien in den Flüchtlingslagern des Irak. Vor mehr als drei Jahren kam der „Islamische Staat“ und vertrieb sie aus ihren Heimatdörfern. Die Erinnerung an diese schrecklichen Ereignisse bestimmt das Leben der Jesiden bis heute.

TEXT: CHRISTIAN SELBHERR | FOTOS: FRITZ STARK





Zuflucht in Kurdistan: Die autonome Region im Norden des Irak ist zur neuen Heimat der Jesiden geworden. Für wie lange?

lie irgendwie zusammengehalten hat. Als die ersten Nachrichten vom Vorrücken des „Islamischen Staates“ kamen, da dachten die Männer noch: Schlimmer als bisher kann es auch nicht werden. Als religiöse Minderheit waren die Jesiden Ausgrenzung und Gewalt beinahe schon gewohnt. „Auch dieses Mal werden wir es überstehen“, dachten sie, und rüsteten sich zur Verteidigung. „Aber wir sahen, dass die anderen viel stärker waren als wir“, sagt Jalal Qassim. Die Freiwilligenmiliz stand vor der Wahl: fliehen und überleben oder bleiben und sterben. Innerhalb weniger Stunden überrannte also der „Islamische Staat“ die Dörfer der Jesiden in den Bergen von Sindschar, Nord-Irak. Der Kalif al-Baghdadi hatte zum Angriff gerufen, und wer sich ihm und seinen Getreuen in den Weg stellte, wurde geköpft, erschlagen, erschossen. Heute schätzt man, dass etwa 3 000 bis 5 000 Menschen, etwa 2,5 Prozent der jesidischen Bevölkerung, auf diese Weise ihr Leben verloren. Der „Islamische Staat“ hatte ein weiteres Gebiet zu seinem Reich hinzugefügt. Und wer darin nicht untergehen wollte, hatte nur eine Wahl.

Die Flucht

Im August trocknet das Land zwischen Euphrat und Tigris aus. Die Temperatu-



„Wir leben in einer halbfertigen Bau-ruine. Im Flüchtlings-lager war kein Platz mehr für uns.“
Goly Hassan mit Kindern

ren erreichen bis zu 50 Grad. In dieser Hitze machten sich 50 000 Jesiden eilig auf den Weg. „Wir nahmen Traktoren“, erinnert sich Jalal Qassim, „und luden diejenigen auf, die nicht mehr zu Fuß laufen konnten.“ Alte, Kranke, Schwangere, kleine Kinder. Sie brachten sie hoch in die Berge, bis die Straßen endeten. Dann mussten alle zu Fuß weiter.

„Wir wollten hinüber, wo Syrien liegt“, sagt Flüchtlingsfrau Qemat Ali, während sie ihre beiden Töchter im Arm hält. Die beiden Mädchen starren mit aufgerissenen Augen in die Leere. Wenn ihre Mutter erzählt, erinnern sich offenbar auch die Kinder an schreckliche Tage. Frau Ali berichtet weiter. Nach Syrien hinüber konnten die Fliehenden nicht - der Weg war versperrt. Kurdische Soldaten ließen sie nicht durch, woanders wurden die Grenzübergänge geschlossen.

Also weiter, in die andere Richtung. Stundenlang. Tagelang. „Wir aßen, was wir noch von den Bäumen pflücken konnten“, sagt Jalal Qassim. Das Wasser wurde knapp. Aus kleinen Plastikflaschen gossen sie ein paar Spritzer in die Verschlusskappe, nahmen sie vorsichtig zwischen die Fingerspitzen und reichten sie weiter. Für jeden nur ein paar Tropfen, damit es für alle reichte. Sie halfen zu-

ACHT MENSCHEN FEHLEN.

Und keiner weiß, warum. Zumindest kann niemand sicher sein, was genau geschehen ist. Die Familie von Khodida Khalaf hat fliehen müssen. Erst auf verschlungenen Wegen sind sie wieder zusammgekommen und jetzt leben sie hier im Flüchtlingslager Sharja nahe der Stadt Dohuk im Irak. Aber wo sind die anderen acht geblieben? Das wissen sie nicht. Verschleppt? Oder gar tot? Sind die Söhne, Brüder, Enkel für immer verschwunden?

Mutter und Großmutter halten einige Bilder in der Hand, während der Familienvater Khodida Khalaf sagt: „Wir wollen, dass das alles aufgeschrieben wird. Jeder soll erfahren, was mit uns und unse-

rem Volk geschehen ist.“ Und nicht nur Familie Khalaf will erzählen. Überall in den Flüchtlingslagern, wo die Zeltstraßen sich eng aneinander reihen und vom Stacheldraht eingezäunte Areale sich in die kurdische Hügellandschaft gefräst haben, überall dort, wohin diese entwurzelten Menschen sich haben retten können, wollen sie berichten. „Weil die Welt uns vergessen hat“, sagen sie. Was ist geschehen?

Der Angriff

Sie kamen schnell und sie waren zahlreich. Auf schweren Geländewagen stürmte das Kommando der Islamistenkrieger am 3. August 2014 heran. „Wir wollten uns verteidigen“, sagt Jalal Qassim. Auch er ist ein Vater, der seine Fami-





Dringende Hilfe: Die Flüchtlinge werden von den Vereinten Nationen versorgt. Unten rechts: Jalal Qassim mit seiner Familie.

weiß Jalal Qassim: Sie hatten nicht bemerkt, dass der Mann noch am Leben gewesen war, und ihn lebendig eingeschaufelt – erst dann starb er. „Es ist traurig. Du siehst, wie die Menschen sterben – aber du kannst nichts mehr für sie tun.“

Die Verzweiflung wuchs. Bei einem anderen Mann klingelte das Telefon in der Tasche. Der Anrufer überbrachte eine Nachricht: „Es tut mir leid, Bruder, aber ich muss es dir sagen. Deine Frau und deine Kinder sind tot.“ Jalal Qassim sah, was dann passierte: Der Mann stürzte sich von einer Felsenklippe hinab in den Tod. Ohne seine Frau und seine Kinder wollte er nicht mehr weiterleben. „Ich habe auch einige Male daran gedacht, mich zu töten,“ sagt Jalal Qassim. Aber dann sagte er zu sich: „So lange meine Kinder noch da sind, brauchen sie mich.“ Denn wer weiß, was uns noch bevorsteht.

Die Mädchen

Nach einem Jahr hatten sie genug von ihr. „Hau ab, du kannst gehen, verschwinde!“ sagten die bärtigen Anhänger des selbsternannten Kalifen zu Sary Rapho. Aus ih-

sammen, damit sie alle gemeinsam diese Hölle überleben würden. Aber niemals können alle überleben.

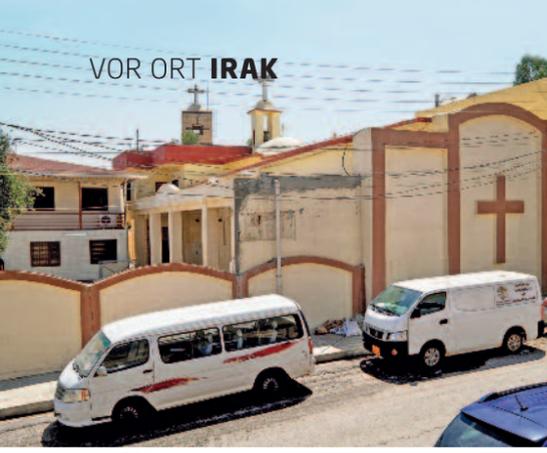
Das Sterben

Je mehr Tage vergingen, je weiter der Weg von zu Hause wegführte, umso schwächer wurden die Fliehenden. Manche konnten nicht mehr weiter. „Meine Großmutter war schon blind, sie schaffte es einfach nicht“, sagt Jalal Qassim. „Sie ist dort oben in den Bergen gestorben.“ Um die Leichname nicht den wilden Tieren zu überlassen, vergruben sie die Toten am Wegesrand. Sie sollten wenigstens hier eine letzte Ruhe finden. Aber ein Mal war das anders, erinnert sich Herr Qassim, und bei dieser Erinnerung flimmern jetzt ganz schlimme Szenen vor seinem inneren Auge. Sie hatten einen toten Mann eingegraben. Dann, ganz plötzlich, schnellte ein Arm wieder aus dem Sandhügel heraus. Ein kurzes Zucken in den Fingern, dann erlosch das Leben. Heute



Im Irak sind Minderheiten wie Christen (hier an einer Pilgerstätte an der syrischen Grenze) und Jesiden zunehmend unter Druck.

rem Heimatdorf Telezera war die Frau im August 2014 entführt worden. Entführt von den entfesselten Kriegern des IS, die hunderte, manche vermuten: tausende Frauen mitnahmen. Als neue Bräute für die gierigen Kämpfer der Islamisten. Frau Rapho war schon über 60 Jahre alt, das war vielleicht ihr Glück. Einige Monate lang musste sie die Entführer bedienen und bekochen. Aber dann sagten sie zu ihr: „Du bringst uns keinen Nutzen mehr,



wir müssen dich bloß durchfüttern.“ Da durfte sie gehen. Lebendig.

Aber was ist mit den vielen jüngeren Mädchen und Frauen, von denen viele bis heute in den Händen des IS vermutet werden? Wer entkam, muss schlimmste Erlebnisse verarbeiten. In einem Zentrum der örtlichen „Caritas Iraq“ treffen sich etwa 30 junge Frauen. Sie kommen zusammen, weil sie ein Handwerk, etwa Schneidern und Nähen, lernen wollen, damit sie irgendwie ihr Leben fortsetzen wollen. Und weil sie sich hier in geschützter Umgebung mit anderen Frauen austauschen können. Souaad Mansoor, die Leiterin des Hilfsprogramms, fragt vorsichtig, ob einige der jungen Frauen berichten möchten. Zwei Freundinnen wollen sprechen. Ganz leise beginnen die beiden zu erzählen.

Viele hätten sofort gehaut, was auf sie zukommen würde, als die IS-Krieger in ihr Dorf einfielen. Manche kamen gerade noch davon, andere wurden gepackt

und auf die Geländewagen gezerrt. Was dann geschah – es soll hier nicht gesagt werden.

Manche Mütter, so sagen die beiden, wollten nicht, dass ihre Kinder entführt werden. „Sie sahen keinen anderen Ausweg und brachten sie um,“ sagt eine der beiden Freundinnen. Es ist schwer zu begreifen: Schickten Eltern ihre eigenen Kinder in den Tod, um ihnen ein Leben in den IS-Klauen zu ersparen?

Vielleicht lässt es sich nur mit der Religion der Jesiden erklären. Die Jesiden glauben fest daran, dass der irdische Tod nicht das Ende bedeutet. Für sie verlässt die Seele den toten Körper, vollzieht eine Wandlung und wird in einem anderen Körper wiedergeboren. Ihr ganz eigenes Glaubenssystem macht die Jesiden zu einer besonderen Minderheit im Nahen Osten. Neben Gott verehren sie auch einen Engel in Pfauengestalt. Dieser oberste Engel erinnert an den gefallenen Luzifer, der auch im Islam bekannt ist. Deshalb

gelten die Jesiden unter radikalen Muslimen oft als „Teufelsanbeter“.

Die Retter

Warum wählte der „Islamische Staat“ die Jesiden als Opfer aus? Es gibt im Sindschar-Gebirge keine wertvollen Rohstoffe, und als kleine Minderheit waren die Jesiden auch keine Konkurrenz um politische oder gesellschaftliche Macht. Nach etwa zwei Wochen in den Bergen näherte sich jedenfalls Hilfe: „Die Kurden haben uns gerettet“, sagt Jalal Qassim. Zunächst waren die „Peshmerga“-Kämpfer der irakischen Kurden noch vor den Angreifern zurückgewichen und sie hatten den Fliehenden den Weg abgeschnitten.

Aber dann verbündeten sie sich mit YPG, einem Ableger der aus der Türkei bekannten Arbeiterpartei PKK. Diese YPG war es, die von Syrien aus die geflohenen Jesiden aus den Bergen holte. So wurden in den Tagen bis zum 14. August 2014 etwa 40 000 bis 50 000 halb verdurstete Jesiden gerade noch gerettet. Zunächst brachte man sie über die syrische Grenze und dann wieder zurück in den Irak – hauptsächlich über den Grenzübergang westlich der Stadt Zakho, wo



„Wir können nie mehr zurück nach Hause. In den Bergen von Sindschar haben sie alles zerstört.“
Qemat Ali mit ihren Töchtern

Türkei, Syrien und die Autonome Region Kurdistan aneinandergrenzen. Seitdem verwalten die Kurden die gestrandeten Jesiden. Menschen wie Familie Khalaf und die Familie von Jalal Qassim leben in Lagern für so genannte „Internally Displaced Persons“. In der Fachsprache der Vereinten Nationen sind sie also Binnenflüchtlinge, die innerhalb eines Staates fliehen mussten. Nach mehr als drei Jahren sind diese Lager inzwischen einigermaßen gut ausgestattet – aus provisorischen Quartieren und Verschlagen wur-

den feste Zelte oder Container, die mit elektrischem Strom und Wasserleitungen versorgt werden. Manche besitzen sogar Kühlaggregate, um die im Sommer schier unerträgliche trockene Hitze abzuhalten. Doch ist das ein Leben?

Eigentlich wollen die Jesiden nichts lieber, als wieder in ihre Heimat zurück. Aber fast alle sagen: Das geht nicht.

Entführt und befreit: Viele junge Frauen waren in der Gewalt der IS-Kämpfer und kamen nur knapp mit dem Leben davon.



Sie mussten selbst aus der Gegend um Mossul wegziehen und helfen nun anderen in der Not.
Souaad Mansoor (l.) und Firas K. Ibrahim (r.) von Caritas Iraq, die von missio unterstützt wird.

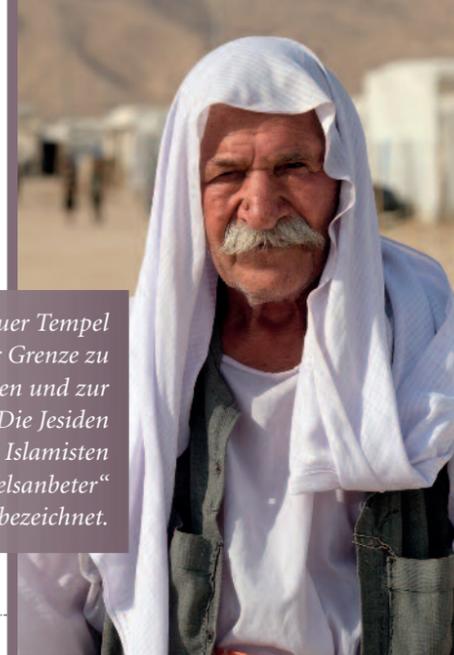




Hoffnung und Verzweiflung: Jesidische Kinder wachsen im Flüchtlingslager auf, während manche Familien noch immer keine feste Unterkunft haben (u.).



Ein neuer Tempel nahe der Grenze zu Syrien und zur Türkei: Die Jesiden werden von Islamisten als „Teufelsanbeter“ bezeichnet.



DIE JESIDEN IM IRAK

Sie glauben an Gott - und an seinen Stellvertreter, den gefallenen Engel in Gestalt eines Pfauenvogels: Die Jesiden sind eine eigene Religionsgemeinschaft mit Wurzeln im antiken Nahen Osten. Ethnisch zählen sie zu den Kurden und sprechen auch deren Sprache, Kurmandschi. Vor allem seit Ausbreitung des Islam ab dem 7. Jahrhundert gerieten die Jesiden - ähnlich wie auch die Christen - in eine Minderheitenposition. Viele Jesiden traten zum Islam über. Verfolgung und Bedrängnis trieb viele in die Auswanderung. So leben bereits seit den 1980er Jahren viele Jesiden in Deutschland. Da Asylsuchende hierzulande in erster Linie nach Staatsangehörigkeit eingeteilt werden, wurden die Jesiden als Kurden, Syrer oder Iraker registriert. Als eigene Gruppe nimmt man sie erst wahr, seit der „Islamische Staat“ im August 2014 die jesidischen Siedlungen in der Region des Sindschar-Gebirges eroberte. Etwa 3000 bis 5000 Frauen und Männer sind dabei getötet worden. Bilder von Jesiden, die über die Berge nach



Der Verrat

Das Reich des IS-Kalifen al-Baghdadi scheint nun allmählich zu verschwinden. Aber der IS war es nicht allein. Als die Jesiden angegriffen wurden, da trafen die Islamisten auf willige Unterstützer. Arabische Stämme etwa, die in derselben Region lebten. Bisher waren die Stammesleute und die Jesiden einigermaßen gut miteinander ausgekommen. „Aber jetzt verrieten sie uns“, sagt Jalal Qassim.

Vielleicht, weil diese Kollaborateure fürchten mussten, andernfalls selbst vom IS unterworfen zu werden, vielleicht auch aus anderen Gründen lieferten sie die Jesiden ihren Angreifern aus. Einheimische wiesen den Eindringlingen bereitwillig den Weg, sie zeigten ihnen die Dörfer und Landstriche, in denen jesidische Familien wohnten. „Und als der IS vorbeigezogen war, da kamen die Araber und plünderten unsere Häuser. Alles, was wir hatten, das nahmen sie sich mit.“ Wie sollen sie mit ihren einstigen Nachbarn jemals wieder in Frieden zusammenleben können? Firas Ibrahim, Leiter von Caritas Iraq-Projekten, sagt: „Sollen die Menschen zurückkehren, nur um bald darauf erneut vertrieben zu werden?“

Außerdem haben die Islamisten Minen und Sprengsätze hinterlassen. „Es ist immer noch viel zu gefährlich dort“, sagt auch eine der beiden Freundinnen, die zuvor von ihrer Entführung berichtet hatten. „Es kann sein, dass du irgendwo auf einen Lichtschalter drückst, und alles fliegt in die Luft.“

Inzwischen sind sogar Berichte zu lesen von Vergeltungsakten: Jesidische Milizen formieren sich in den Flüchtlingslagern, bewaffnen sich heimlich und gehen gegen muslimische Bevölkerungsgruppen vor. So soll Rache genommen werden für die echte oder vermutete Zusammenarbeit mit dem „Islamischen Staat“. Doch auch dabei trifft es in den meisten Fällen Unschuldige und Unbeteiligte.

Die Zukunft

Die Flüchtlingsbewegung der Jesiden, die 2014 im Irak ihren Anfang nahm, ist nun zum Stillstand gekommen. Nicht nur, dass die Überlebenden in Lagern gestrandet sind. Nicht nur, dass Vermisste kaum wiederzufinden sind. Ganze Familien sind bis heute zerrissen und warten vergeblich darauf, wieder zusammenzufinden. Jalal Qassim hat eine Schwester und einen Bruder, die jetzt als Asylbewerber in Deutschland leben. Eine weitere Schwester ist in Griechenland und kann weder vor noch zurück.

Und im Irak haben nicht einmal alle Binnenflüchtlinge Platz in den offiziellen Lagern gefunden. Andere kamen in halbfertig gebauten Häusern und Bau ruinen unter, die leerstanden, weil ihre Besitzer das Land verlassen mussten. Wie die Familie von Goly Hassan, die mit ihren Kindern und der Großmutter in einem Zeltverschlager lebt. „Seit drei Jahren sind wir schon hier“, sagt sie. „Woanders ist kein Platz für uns.“ Der Besitzer hat ein Gebäude mit kleinen Läden errichten wollen. Damals, als noch Frieden war. Dann kam das Drama mit dem „Islamischen Staat“, der Eigentümer verließ den Irak und wanderte aus. Er lebt jetzt in Dänemark, hat Goly Hassan gehört. Und er hat sich bei ihnen gemeldet: Wenn sich doch jetzt die Lage wieder beruhigt hat, will er sein Eigentum zurück. „In drei Monaten sollen wir hier wegziehen“, sagt Goly Hassan. Wohin werden sie gehen? ●



Syrien, in die Türkei und in die Autonome Region Kurdistan flohen, bewogen letztlich eine internationale Koalition aus USA und Europäischer Union zum Eingreifen gegen den IS. Auch die Türkei und Russland beschlossen eigene militärische Maßnahmen. Ankara rückte ab 2018 auf Stellungen der kurdischen YPG im Nordirak und in Syrien vor. Moskau blieb vor allem in Syrien aktiv, an der Seite der Regierung Assad. Mehr als drei Jahre später erklärte die irakische Zentralregierung, dass der IS erfolgreich aus dem Land vertrieben worden sei. Die Situation der geflohenen Minderheiten wie Jesiden und auch Christen, bleibt jedoch mehr als ungewiss. Im Januar 2018 trafen wieder zwei schwere Bombenanschläge die Hauptstadt Bagdad.



Die Situation der geflohenen Minderheiten wie Jesiden und auch Christen, bleibt jedoch mehr als ungewiss. Im Januar 2018 trafen wieder zwei schwere Bombenanschläge die Hauptstadt Bagdad.